

die Frau von 3,15 tatsächlich Eva meint, wie Vf annimmt, kann bezweifelt werden, denn die Frau steht nicht in Gegnerschaft zur Schlange; diese Frau ist die Messiasmutter. So schließt die altteste Linie auf den Messias immer auch seine Mutter ein.

Das 9. Kapitel handelt von der »Weisheit und Maria«. Sie wird ja von altersher als »Sitz der Weisheit« angerufen und verehrt. »Das Gesetz (die Thora) als Lehre bzw. Offenbarung des Herrn für das Volk Israel ist der Weg, um die Weisheit zu erkennen. Wer sie aufnimmt, willigt ein, sich in den Plan Gottes einzufügen« (234). Die Wege der Weisheit soll der Mensch entdecken und zwar in der Schöpfung, in der Geschichte Israels, in Christus und der Kirche. Es soll »deutlich werden, wie die Evangelien (besonders das Evangelium von Lukas) die weisheitlichen Inhalte des Alten Bundes ... auch in marianischem Schlüssel transkribiert haben«. Da geschieht beim Erinnern an die vergangene Taten Gottes – vgl. dazu Lk 2,19, 51. Die Meditationen beziehen sich auf die Geschichte Jesu. Dieses Erinnern führt zur Aktualisierung des Vergangenen, vor allem in den Stunden der Prüfung. So kann Ben Sira die weisheitliche Maxime verkünden: »Schaut auf die früheren Generationen und seht: Wer hat auf den Herrn vertraut und ist dabei zu Schanden geworden?« (Sir 2,10). Die weisheitliche Haltung Mariens ist ein Anruf für alle Stände der Kirche.

Hält William Wrede am exegetischen Grundsatz fest (und viele Exegeten mit ihm!), jede Schrift nur für sich ohne dogmatische Vorgaben wie Inspiration und Kanonizität rein geschichtlich zu betrachten, so setzt Aristide Serra die Einheit des Kanons und die Inspiration voraus. Dies berechtigt ihn, die Schriften des Alten und Neuen Testaments als Einheit und innerlich zusammengehörig zu verstehen und schon im AT Hinweise und Anklänge zu finden, die erst in der ntl. Erfüllung aufleuchten. Dieser Ansatz ist in der Exegese wieder zu entdecken. Die historisch-kritische Methode kann nicht in Bezug auf Jesus Christus und noch weniger in Bezug auf seine Mutter Lk 24,27 (»alle Schriften« beziehen sich auf Jesus) und Lk 24,44 (»Gesetz des Moses, die Propheten und die Psalmen schreiben über mich«) erklären.

Anton Ziegenaus, Bobingen

Exegese

Marius Reiser, *Kritische Geschichte der Jesusforschung. Von Kelsos und Origenes bis heute* (Stuttgarter Bibelstudien 235), Stuttgart 2015, 204 S., 28 Euro.

Im Vorwort beschreibt der Verf. die Absichten seines Buches: a) die Grundlinien der bisherigen Je-

susforschung an repräsentativen Beispielen aufzuzeigen; b) die Grundsätze und Methoden der Jesusforschung zu bestimmen und damit Anregungen für die Zukunft vorzugeben.

Kritische Geschichte der Jesusforschung (1. Teil)

Gewöhnlich setzt man den Beginn der kritischen Jesusforschung ins 18. Jahrhundert mit H. S. Reimarus. Doch H. Grant (*The Earliest Lives of Jesus*, 1961) widerlegte diese Auffassung, indem er erläuterte, wie das in den antiken Rhetorikschulen methodische Instrumentarium der literarischen und historischen Kritik angewandt wurde. Paradigmatisch standen Kelsos und Origenes für zwei entgegengesetzte Tendenzen. Diese existieren weiter auch in der modernen Forschung. In der Moderne dominierte die liberalskeptizistische Forschung: Sie geht nicht von einem grundsätzlichen Vertrauen zur biblischen Überlieferung aus, sondern von einem »grundsätzlichem Misstrauen ihr gegenüber« (S. 16). Von den Autoren dieser Forschungsrichtung meistens vernachlässigt, gab es und gibt es noch immer die konservativ-kritische Forschungsrichtung, welche die sich im Laufe der Zeit ausgebildeten Methoden in der Exegese anwendet und dabei zu anderen Ergebnissen bzgl. Jesus kommt.

Kelsos und Origenes. - In den 70er Jahren des 2. Jahrhunderts n. Chr. hatte Kelsos die Evangelien gelesen und sie kritisiert. Nach ihm war Jesus ein bloßer Mensch, der von seinen Jüngern zum Gott erhoben wurde, ähnlich wie manche Gestalten der griechischen Mythologie. Seine Wunder waren Magie. Jesus hat ungebildete Juden verführt mit Maximen, die dem mosaischen Gesetz widersprachen. Ist Gott einem Reichen zornig? Sollen wir uns für den täglichen Gebrauch um nichts kümmern wie die Raben und Lilien? Wäre Jesus wirklich auferstanden, so hätte er Gericht gehalten über seine Widersacher und wäre allen Menschen erschienen. Kelsos argumentierte mit religionsgeschichtlichen Parallelen und mit anscheinend vernünftigen Plausibilitäten.

Origenes betont die Unterschiede zwischen heidnischen Wundertätern und den Wunderberichten der Evangelien. Sein wichtigstes Argument zugunsten des Christentums ist dessen Wirkungsgeschichte der Wunder Jesu. Ohne diese hätte niemand seine Lehre angenommen noch an seine Auferstehung geglaubt. Die Glaubwürdigkeit der Evangelisten offenbart sich besonders in der Schilderung des Verhaltens des Apostels Petrus beim Prozess Jesu. Origenes behandelt auch das Verifikationsproblem von geschichtlichen Überlieferungen. Bei geschichtlichen Ereignissen sei es schwierig, das tatsächliche Ereignis genau aufzuzeigen, da in die Beschreibung fiktive Elemente eindringen können. So kann man bei Homers Ilias aus der Tatsache, dass bei ihr fik-

tive Elemente vorhanden sind, nicht schlussfolgern, der Trojanische Krieg habe nie stattgefunden. Origenes unterscheidet dreierlei Schriften: historische, fiktive mit symbolischem Charakter, rein fiktive. Letztere schließt er in den Evangelien aus.

Porphyrios (2. Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr.) war ein Platoniker, der den Christen Kulturlosigkeit vorwarf. Sein Werk über das NT ist nicht überliefert. Aus der Schrift »Apokritikos« des Christen Makarios Magnes lassen sich mit Wahrscheinlichkeit Porphyrios' Einwände gegen die Zuverlässigkeit der Evangelien rekonstruieren. Sie ähneln denen des Kelsos: der entscheidende Angriffspunkt ist die Göttlichkeit Jesu. Mit Sicherheit stammt von Porphyrios die lückenhaft erhaltene Schrift »Philosophie aus Orakeln«. In der Kaiserzeit gab es Orakel, die als göttliche Offenbarungen galten. Daraus entnahm Porphyrios seine Überzeugung, dass es nur einen einzigen Gott gebe. An diesen glaubte auch Jesus, den seine Jünger zum Gott machten. So entstand die christliche Religion.

H.S. Reimarus (1694–1769) entnahm seine hermeneutischen Prämissen der »natürlichen Religion«. Diese wird einzig und allein durch die menschliche Vernunft erkannt. Sie galt im Zeitalter der Aufklärung als »zeitloses Absolutum«. Die Tradition und der kirchliche Glaube dürften die vernünftige Auslegung der Bibel nicht beeinflussen. Das meiste hat Reimarus aus den Schriften der englischen Deisten übernommen. Zu den ungeschriebenen Dogmen der Aufklärung gehörten die Behauptungen: a) Jesus war nicht Gott, sondern bloßer Mensch; b) Wunder kann es nicht geben. Reimarus unterscheidet die Lehre Jesu von der Lehre der Apostel. Jesus hat sich nicht für Gott gehalten. »Gottes Sohn« war auch ein frommer Jude. Jesus wollte nur die jüdische Religion reformieren. Von der natürlichen Religion ist Jesu Predigt vom Reich Gottes zu unterscheiden. Mit Letzterem meinte er die Befreiung vom römischen Joch. Die angeblichen Wunder Jesu waren Täuschungen, die für leichtgläubige Menschen als übernatürlich galten. Hätte Jesus echte Wunder gewirkt, wäre er nicht gekreuzigt worden. Nach Jesu Tod stahlen die Jünger seinen Leichnam und propagierten die Lüge von seiner Auferstehung. Sie deuteten seinen Kreuzestod als Sühnetod und verkündeten, er werde als Weltrichter wiederkommen.

D. F. Strauß (1808–1874), von der Philosophie Hegels beeinflusst, veröffentlichte 1835 »Das Leben Jesu kritisch betrachtet«; darin wollte er historische Berichte von mythischen Zugaben trennen. »Unter ›mythisch‹ versteht Strauss ... alles, was den Rahmen der gewöhnlichen Erfahrung und der Naturgesetze sprengt, alles Übernatürliche und jede

religiöse Überhöhung einer historischen Person« (S. 44). Somit sind alle Wunder, einschließlich der Auferstehung Jesu, ausgeschlossen, denn Gott greift nicht in die »Ursachenkette« der Welt ein. Als historische Fakten lässt Strauss gelten: die Bergpredigt, die Gleichnisse Jesu, sein Messiasbewusstsein und die eschatologische Predigt über den Untergang Jerusalems und das Weltgericht; ebenso Teile der Passionsgeschichte. »Dieses magere Faktengerüst wurde ... durch die christliche Sage mit erbaulichen Zügen und ›Mythen‹ ausstaffiert« (S. 45).

In seinem späteren Werk »Das Leben Jesu für das deutsche Volk« (1864) behauptete Strauss: Die Mythen, welche die Gestalt Jesu umkleiden, sind Schöpfungen der urchristlichen Gemeinde. In seinem Spätwerk kommen die Hegelschen Ideen – z.B. die Auferstehung Christi sei nur ein Symbol dafür, dass der sterbende Mensch in der Gattung Menschheit weiterlebt – nicht mehr vor. In den Perikopen der Evangelien erkennt man, dass die Evangelisten das AT gut kannten. Die Verklärung Jesu hat sein analoges Bild im glänzenden Gesicht des Moses, als er vom Berg der Bundesschließung herabstieg. Ähnlich verfährt Strauss mit anderen Berichten der Evangelien.

Der Mythosbegriff von Strauss wurde schon von manchen Zeitgenossen kritisiert, da er nicht abgegrenzt war von verwandten literarischen Gattungen wie Fabel, Sage, Legende und Märchen. Dazu bemerkt Reiser: »Das Problem der fiktionalen Erzählgattungen in der Bibel ist in der Wissenschaft noch immer ungelöst« (S. 52).

Ernest Renan (1823–1892) wurde durch sein »Leben Jesu« populärer als Strauss, mit dem er kaum einig war. »Jesus Herkunft aus Nazareth, sein Hass auf den Pharisäismus und sein Tod am Kreuz sind fast die einzigen gemeinsamen Annahmen« (S. 65). Von Jesu Hass auf die Pharisäer ist in der neueren Forschung keine Rede mehr. Renan beschreibt Jesus als sanften galiläischen Träumer und Charmeur, dem eine Religion des Herzens vorschwebte, abhold von jeder Dogmatik und Legalismus. Renans Orientierung an Joh für den biographischen Rahmen der Tätigkeit Jesu erfährt durch die neuere Forschung eine gewisse Bestätigung. Doch der Vorwurf der Kritiklosigkeit an seinem Werk bleibt.

M.-J. Lagrange OP (1855–1938) kritisierte gründlich Renan und veröffentlichte 1928 »Das Evangelium von Jesus Christus« (dt. Übersetzung 1949). Nach ihm gilt es zwei Extreme in der Jesusforschung zu vermeiden: a) die Harmonisierung der Evangelientexte, indem man die Lücken eines Evangeliums mit Texten aus einem anderen Evangelium füllt; b) mit der formgeschichtlichen Methode den Überlieferungsstoff zu atomisieren und dabei die einzelnen Teilchen entweder gegeneinander aus-

zuspielen oder sie miteinander in Abhängigkeit zu setzen. »Wo die drei Synoptiker dieselben Ereignisse erzählen, folgt er (Lagrange) gewöhnlich Markus... In der Anordnung des Stoffes hält er sich nach Möglichkeit an den Historiker Lukas, in der Chronologie an Johannes« (S. 69). Im Anschluss an Mt 23 parr bringt er das Kapitel »Jesus und die Pharisäer«. Lagrange meinte, dass die Vorbehalte der Pharisäer gegen Jesus dieselben waren, die der jüdische Schriftsteller J. Klausner nennt. Dieser wirft Jesus vor, das jüdische Zeremonialgesetz zu relativieren im Vergleich zur Ethik, die wegen der eschatologischen Erwartung extrem hart erschien. Wie konnte ein Familienleben geordnet funktionieren, wenn Jesus die Ehescheidung gänzlich ablehnte? Jesu Kritik an den Pharisäern war teilweise richtig, aber zu pauschal.

Lagrange betont die Historizität der Wunder Jesu. »Seine Jünger haben an ihn geglaubt, weil er Wunder wirkte, weil er von den Toten auferstand, und von diesen Jüngern stammen die Erinnerungen, die uns von den Evangelisten aufbewahrt sind« (S. 71).

Im Abschnitt *Der kreißende Berg* konstatiert der Verf., dass in der Jesus-Forschung keine kontinuierliche Bewegung stattgefunden hat. Es bleibt bei den zwei entgegengesetzten Richtungen, die schon im Altertum Kelsos und Origenes vorgegeben haben. Einige vom Verf. besprochenen Autoren seien hier skizziert.

a) Die liberal-skeptizistische Richtung. – Ihr bedeutendster Vertreter im 20. Jahrhundert war R. Bultmann. Von Jesus, so Bultmann, wissen wir nur wenig, nämlich dass er eine messianische Bewegung in Gang gesetzt hat und vom römischen Prokurator Pontius Pilatus zum Kreuzestod verurteilt wurde. Jesus lehrte wie die jüdischen Rabbinen und bediente sich deren Argumentationsweise. Die Wunder Jesu sind dem Wunderglauben seiner Jünger geschuldet. Vieles davon sei mythisch und muss entmythologisiert werden, um dem modernen Menschen plausibel zu erscheinen. Nur der Mensch, der sich im konkreten Augenblick für Gott entscheidet, erlangt das Heil. Dies ist nach Bultmann die »existenziale« Entscheidung. Der historische Skeptizismus Bultmanns übertrifft noch jenen von D. F. Strauß.

Mit E. Käsemann wird die Frage nach dem historischen Jesus (1954) wieder in den Mittelpunkt der Forschung gestellt. Doch diese kommt nicht weiter über Bultmann hinaus, wenn man – wie Käsemann – nur das dem historischen Jesus zuschreibt, was man weder aus dem Judentum noch aus dem Urchristentum ableiten kann.

G. Bornkamm sieht nur in der Spruchüberlieferung den authentischen Jesus. Alles Übrige ist Material der nachösterlichen Gemeinde. Er führt als Kronzeugen W. Wrede an, der das Messiasgeheim-

nis bei Mk als Reflexion der nachösterlichen Gemeinde erklärt.

Als extremes Beispiel dieser Forschungsrichtung gilt das 1993 erschienene Buch »The Five Gospels: The Search for the Authentic Words of Jesus«. Es ist eine kommentierte Übersetzung der kanonischen Evangelien ergänzt durch das apokryphe Thomas-evangelium. »In dieser Übersetzung sind die als echt oder wahrscheinlich als echt geltenden Worte Jesu rot oder rosa gedruckt, die als unecht oder wahrscheinlich als unecht geltenden schwarz oder grau ... Das Ergebnis: 18 % der Worte Jesu präsentieren sich in der Farbe rot oder rosa« (S. 97–98). M. Reiser kommentiert: »Dieser geringe Anteil als authentisch eingeschätzte Worte hängt mit dem Prinzip zusammen, in dubio contra reum zu entscheiden« (S. 98).

b) Die konservativ-kritische Forschungsrichtung. – M. Dibelius, der oft missverständlich der liberal-skeptizistischen Richtung zugerechnet wird, hält die synoptische Überlieferung für verlässlich. Über einzelne Jesusworte zu streiten sei überflüssig. In kurzen »Paradigmen« (Anekdoten) gibt es mehr Historisches als in den umfangreichen »Novellen«. Die Passionsgeschichte geht im Grunde auf Augenzeugenberichte zurück. Die Erzählungen, die sich in den Evangelien finden, entstanden zu einer Zeit, als noch Augenzeugen des Wirkens Jesu lebten; diese hätten eine völlig entstellte Schilderung über Jesus korrigiert. Dieser Sachverhalt wird von den Vertretern der Formgeschichte nicht beachtet. Der Überlieferungsprozess dauerte Jahrzehnte, nicht Jahrhunderte. In seiner Schrift »Evangelienkritik und Christologie« zeigt Dibelius den Einfluss der Christologie auf die Berichte der Evangelien auf. Wenn Dibelius zugleich mit Bultmann als Vater der neutestamentlichen Formgeschichte genannt wird, übersehen manche Autoren, dass seine Forschungsrichtung derjenigen Bultmanns entgegengesetzt ist. Dibelius sieht die symbolische Funktion der Wunder Jesu und meint zu den Naturwundern, ihre geschichtliche Wirklichkeit sei uns nicht zugänglich. Am messianischen Selbstbewusstsein Jesu hält Dibelius fest.

Ch. H. Dodd geht von folgender Prämisse aus: »Die Geschichte des Christentums braucht einen Auslöser, der sie verständlich macht. Dieser Auslöser kann nicht die erste Generation der Jünger gewesen sein, die aus welchen Gründen auch immer – auf den absurden Gedanken verfiel, einen harmlosen Gekreuzigten zu ihrem Gott zu erheben« (S. 116). Der Grundthese der Formgeschichte, dass der geographische und historische Rahmen von Mk wertlos sei, widerspricht Dodd. In der Episode der Tempelreinigung sieht er die Ankündigung vom neuen Israel, das auch die Heiden einschließt. Jesus

war seiner messianischen Sendung bewusst und besaß eine »persönliche Autorität«, die seine Zuhörer anerkannten.

Der Ertrag der bisherigen Jesusforschung wird von so manchen Autoren negativ beurteilt. Dazu schreibt der Verf.: »Dass eine dreihundertjährige Forschung vergeblich nach einem konsensfähigen Bild der Gestalt Jesu und seinen Absichten gesucht hat, ist meines Erachtens in methodischen Mängeln, vor allem aber in falschen Grundsätzen und Prämissen begründet. Wir sollten den Zugang zum historischen Jesus endlich auf einem Weg und mit Methoden suchen, die den Namen historisch eher verdienen als die hermeneutischen und methodischen Grundsätze, mit denen David Friedrich Strauss und die klassische Formkritik arbeiteten. Der Weg der Sonderung des Überlieferungsgutes nach echt und unecht unter der Maßgabe, dass nicht die Unechtheit, sondern die Echtheit nachzuweisen ist, macht jede historische Forschung zur Unmöglichkeit oder zum Spiel der Phantasie« (S. 140).

Grundsätze und Methoden der Jesusforschung (2. Teil)

Reimarus' Vorhaben war die Bekämpfung der christlichen Dogmen. Von diesem Grundsatz war seine Kritik an biblischen Texten bestimmt. Dies gilt für viele Jesusforscher bis heute. Jede Kritik, sei sie literaturwissenschaftlicher oder historischer Art, ist von einem Vorverständnis des Kritikers bestimmt, das weltanschaulich bzw. philosophisch begründet ist. Reine Fakten sind nicht erfahrbare. Die literarischen Quellen, die dem Forscher zur Verfügung stehen, sind schon eine Deutung der Fakten. Und Historiker deuten Deutungen. »Die historische Forschung bringt den Gläubigen wie den Ungläubigen einen großen Vorteil: Sie macht die Gestalt Jesu, sein Wirken und seine Botschaft lebensnah und anschaulich. Vieles, was wir in den Evangelien lesen, bleibt uns ohne sozialgeschichtliche, kulturgeschichtliche und zeitgeschichtliche Erläuterungen unverständlich« (S. 161)

In den Evangelien sind keine Verzerrungen der Geschichte Jesu feststellbar. Wohl können die Evangelien legendarische Elemente und ganz legendarische – d.h. symbolhafte – Erzählungen enthalten, die in ihrer Entstehungszeit bei biblisch geschulten Lesern auf das richtige Verständnis trafen. Als Beispiele nannte schon Origenes Gen 1–3 und Mt 4/Lk 4. Er weist auf Parallelen auf tiefsinnige Mythen bei Platon und Hesiod hin. »Es ist schlichtes Missverständnis, wenn man die Wahrheit eines symbolischen Erzählung daran misst, wie weit sie historische Fakten bietet« (S. 163).

Lange Zeit hat man die Epen Homers für Phantasiegebilde gehalten. W. Schadewaldt hat ihre sozialen und kulturellen Gegebenheiten historisch aus-

gewertet und zu einer Wende in der Homerforschung beigetragen. Derselbe Althistoriker entdeckte in den Evangelien eine »Weltfülle«, die für ihre Zuverlässigkeit bürgt. Die mündliche Überlieferung sei zuverlässig, da sie der Kontrolle der Zuhörer untersteht; dafür gibt der Verf. Beispiele bis in unsere Zeit. Bezüglich der Zeitspanne für die mündliche Überlieferung veranschlagt der Althistoriker H. Strasburger etwa 100 Jahre. Bei den Evangelien geht es – M. Reiser zufolge – um 40–70 Jahre.

Als Kriterien für die authentische Jesusüberlieferung gelten:

1.) Differenzkriterium: Was weder vom Judentum noch vom Hellenismus noch vom Urchristentum stammen kann: z.B. Verbot des Schwörens und der Ehescheidung.

2.) Mehrfache Bezeugung in voneinander unabhängigen Traditionsschichten: z.B. Brotvermehrung fünfmal bei den Synoptikern und einmal bei Joh.

3.) Eigenart des Redestils Jesu: Das sind vor allem die Amen-Sätze.

4.) Palästinensischer Lokalkolorit: z.B. »Meer von Galiläa« (Mt) statt »See von Galiläa« (Lk). Das Fischen mit Schleppnetzen entsprach den damaligen Sitten in Palästina (Mk 1,16; Mt 13,47).

5.) Kriterium der Kohärenz: z.B. von »Schätzen im Himmel« sprach man auch im Frühjudentum, aber »Schätze im Himmel zu sammeln passt vorzüglich in die Predigt Jesu über Besitz und Reichtum« (S. 191).

Die Kriterien zur Authentizität der Jesusüberlieferung sind oft begrenzt und ergeben nur einen hohen Wahrscheinlichkeitswert. Historische Überlegungen sind Sache des Verstandes. Zum endgültigen Urteil trägt auch der »illative sense« (H. Newman) bei; »illative sense« wird deutsch mit Folgerungssinn wiedergegeben. Dabei geht es nicht um rein logische Schlussfolgerung, sondern um »Urteile aufgrund komplexer Befunde von Daten, Gesichtspunkten und Sachverhalten, wie man sie in vielen Bereichen und Tätigkeitsfeldern des menschlichen Lebens benötigt, so zum Beispiel, wenn es um soziale und ethische Fragen geht« (S. 195). Neben der intellektuellen Fähigkeit benötigt der Forscher moralische Qualitäten, Wahrhaftigkeit und Vorurteilsfreiheit, um ein ausgewogenes Urteil zu fällen.

Dieses Buch von M. Reiser ist nicht aus einem Guss entstanden. Dies ist aus der Verteilung des Stoffes ersichtlich. Während von S. 11–74 einzelne Autoren eine Gesamtdarstellung erfahren, wird im Abschnitt »Der kreiende Berg« (S. 75–135) eine Reihe von Forschern benannt, aber ihre Anliegen nicht immer zusammenhängend dargestellt. M. Dibelius, der gewöhnlich als Vertreter der liberal-skep-

tizistischen Richtung gilt, wird vom Verf. der konservativ-kritischen Richtung zugerechnet. Diese Rehabilitierung scheint nur halb geglückt, denn das historische Material ist bei Dibelius ziemlich dürftig. Den Beginn der historisch-kritischen Jesusforschung hat der Verf. richtig in das zweite christliche Jahrhundert zurückdatiert, als schon die beiden Forschungsrichtungen aufeinander prallten. Ab dem 18. Jahrhundert wurden alte Irrtümer wiederholt und weitergesponnen. Ihre Hintergründe sind vom Verf. erhellt worden: Vorbehalte gegen die Wunder und die Gottheit Jesu. Unter diesen Voraussetzungen wurden literarkritische Analysen und historische Untersuchungen betrieben. Diesen Sachverhalt aufgezeigt zu haben ist das Verdienst dieser Schrift von M. Reiser.

Alexander Deseccar, *Netphen*

Neuere Kirchengeschichte

Daniel Deckers, Papst Franziskus. Wider die Trägheit des Herzens. Eine Biographie. München (C.H. Beck), 2014. ISBN 978-3-406-66772-5 [19,95 €]

Das 352 Seiten starke Werk von FAZ-Journalist Daniel Deckers liefert viel, aber nicht sehr viel. Das überaus hohe Lob, das der Verfasser aus dem Munde seines Kardinals Lehmann erfuhr, vor erlauchtem Publikum in der deutschen Botschaft beim Hl. Stuhl, schon am 10. Dezember 2014, machte neugierig. Karl Lehmann rühmte das im Superverlag C.H. Beck erschienene Buch als »sehr gelungen«, »frisch und lebendig«, »sehr genau« usw. »Das Buch von Daniel Deckers hat mir bisher mit Abstand am meisten gegeben, aufgehellt und erschlossen«, Franziskus betreffend. Wirklich? Die online publizierte Lobrede ist zwar irgendwie nicht falsch, vor allem als Inhaltsangabe. Aber irgendwo hat der Verfasser, als der Biograph des Bischofs von Mainz, wohl noch was gut bei dem über viele Jahre den deutschen Katholizismus prägenden DBK-Vorsitzenden emeritus. Denn nach der Lektüre des Papstbuchs zweifelt man: Ist das denn überhaupt das Buch, das der Professor-Kardinal der Botschafterin Dr. h.c. Schavan so heiß ans Herz legte?

Selbstverständlich hat Deckers mit enormem Fleiß recherchiert, anscheinend vor allem im Internet. Einige Gesprächspartner in Buenos Aires gab es auch. Seitenlang wird die verwickelte Politik in Argentinien abgehandelt, immer wieder, auch die Kirchenszene von links bis rechts. Mit viel Mühsal will der Journalist seine universelle Kompetenz veranschaulichen, die ihm Kardinal Lehmann prompt

zuspricht: Der weiß Bescheid. Aber immer und immer wieder notiert der Biograph: Was Bergoglio hier oder da getan hat, was er hier oder da gesagt hat » ... ist nicht überliefert«. Hätte Deckers da und dort nicht ehrlicher schreiben müssen: »... ist mir nicht bekannt?« Seriöse Biographen verwenden Jahre auf eine Lebensbeschreibung. Das ist im schnellen Buchgeschäft um die Päpste wohl kaum mehr möglich, denn nach ungefähr zwei Jahren im Amt ist der »neue Papst« nicht mehr neu. Deckers übertrifft selbstverständlich die Schnellschüsse von Biallowons, Englisch und anderen, die alle was zu »Franziskus« publizieren mussten. Aber das ist keine schwere Übung. Er kommt mit seiner Skizze immerhin des gesamten Lebenswegs aber dennoch zu spät für die erste Neugier; und zu früh für eine echte Zwischenbilanz. Merkwürdig unentschlossen bleibt dann das nur ungefähre Fazit im („6.«) Finale, das auf die fünf kurios überschriebenen Kapitel folgt. Die »Ouvertüre« der Sinfonie mit Paukenschlag war noch mit »Baue meine Kirche wieder auf« betitelt, der Vita des Franz von Assisi entnommen, aber wohl gegen die Vorgänger des Papstes Franziskus gemünzt. Dann das Deckers referiert knapp einen Kommentar des »Economist«, der vom rasch geglückten »turnaround« der Marke Pontifex schwärmte. Sowas ist kein Finale. Das Buch bricht ab.

Wirkliche Sympathie zum Sujet scheint dem Biographen zu fehlen. Sehr verräterisch wird die »Theologie des Volkes« argentinischer Prägung mehrfach als vom »Peronismus« inspiriert bezeichnet (S. 197, 238). Das kann der einigermaßen liberalen FAZ, der Deckers dient, natürlich nicht gefallen. Deckers wirft damit zwar eine Frage auf, die dem Pontifikat des gar nicht so revolutionären Papstes noch Schwierigkeiten bereiten könnte. Aber kann dieses Urteil überhaupt zutreffen? Juan Domingo Perón ist eine historisch schwer fassbare, singuläre Erscheinung, nur von Bedeutung für Argentinien. Er vermochte binnen weniger Jahre zunächst prokatholisch zu glänzen, dann aber ins Gegenteil zu verfallen, bis hin zur Exkommunikation. Ein durchdachtes, in die Welt hinein exportfähiges Produkt war der Peronismus nie, wie ja auch der Gaullismus in Frankreich keine Weltanschauung »an sich« darstellt. Aufgegriffen hat die Theologie vom »gläubigen Volk« (*pueblo fiel*) also allenfalls einige Reizworte der peronistischen Welle. Mit den heutigen Vertretern dieser politischen Richtung lag Bergoglio zeit seines Wirkens zuhause wohl ziemlich im Kampf. Aber dazu ist ja auch nichts Zuverlässiges überliefert!

Sehr viel deutlicher sind die Aussagen, die Daniel Deckers dem »deutschen Papst« Benedikt widmet. Negativ. Sie werden in das Buch immer wieder ein-